

Frou-Frou.

Von Michel Corday. Autorisierte Uebersetzung von Alice Soberstky-Neumann.

Es ist beschlossen! Die Bellots wollen sich von ihrem Automobil trennen. Alles kam zusammen: die schwere Krankheit von Madame, die Auflösung der Fabrik Grise, in der M. Bellot als Ingenieur thätig war.

Ein Unglück kommt nie allein! Kurz, Frou-Frou muß verkauft werden! Man hatte es so gekauft wegen seines sanften, geschmeidigen Dahinrauschens.

Es war eine famose Maschine, obwohl es keine bekannte Marke hatte. Mr. und Mme. Bellot hatten es sich an ihrem Hochzeitstage gekauft. Eine wahre Perle in ihren bescheidenen Verhältnissen!

Aber es war so schön, jeden Sonntag fortzufahren zu können in die weite, schöne Umgebung.

Zwei Jahre lang hatte Frou-Frou das junge Paar spazieren geführt. Und nun mußte Geld aus ihm gemacht werden, und zwar rasch.

Die Bellots mußten sich entschließen, Frou-Frou in eine Auktion zu geben.

So führte den Bellot zwei Tage vor dem Versteigerungstermin selbst im Wagen in das Etablissement Lamourel.

Frau Bellot wollte durchaus dem Verkauf beistehen. Sie wollte ihres lieben Frou-Frou Schicksal bis zum letzten Augenblicke verfolgen; sie wollte wissen, wer es fortführen würde. Mit einem Wort, sie wollte alle die bitteren Schmerzen durchkosten.

Das Etablissement Lamourel lag an äußerster Ecke von Neuilly. Sie mußte zu Fuß eine Umzge leerer, über Straßen durchwandern, die ein feiner Märzregen in unordentlichen Nebel tauchte. Vor der weißen Fassade hielten bereits Wagen.

Bellot und seine Frau standen bei den Kauflustigen in den Verkaufshallen, in denen die Automobile längs den Wänden aufgestellt waren.

Im Hintergrunde zeigte sich eine herrliche Aussicht auf einen wohlgepflegten Park.

Die Bellots haben Frou-Frou sofort entdeckt.

Wie klein es ihnen erschien zwischen den riesengroßen dunkelgrünen Benzinwagen. Die zierliche Karosserie von leuchtendem Blau, das von all den beschaubaren, beschädigten Wagen, von all den franten Ungeheuern abfiel.

Die beiden mischten sich unter die stillschweigend betrachtende Menge. Eine lächerliche Furcht, erkannt zu werden, ergreift sie. Aber von wem? Reiner von den Automobilisten, den Führern, Chauffeuren, die den Verkauf herbeilockte, und die nun prüfende Blicke über die Maschine gleiten lassen, keiner wird die Eigentümer Frou-Frou errathen.

Die Auktionshalle, in der sich das Drama abspielen soll, wird der Länge nach durch eine Balustrade aus weißem Holz durchschnitten. Dahinter stehen Stühle und die hohe Tribüne der Auktionatoren. Es sind ihrer drei, sehr tall, sehr ernst, im hohen Collinder und langen Ueberrod.

Die Menge scharft sich hinter den Barrieten, und der Verkauf beginnt. Zuerst wird mit dem Pneumatik, Schiffs- und Motorrädern aufgeräumt.

Die Bellots, für die Auktionen noch etwas Neues sind, wundern sich über die Schnelligkeit, mit welcher die drei von ihnen Stühlen herab die Gebote auf mysteriöse Zeichen hin steigen lassen. Doch wünschten sie, daß das Publikum antheilnehmender, eifriger wäre. Jedoch, wenn der kleine, eisenkeinerne Hammer auf den Tisch fiel, ging es den Bellots wie ein Stich durchs Herz. Sie haben Furcht.

Furcht vor den derben Späßen eines stämmigen Chauffeurs in Lederweste und Lederhosen, mit unwirkelhaft gasconischem Accent, der große Witz macht und dabei prüfend lacht. Er läßt sich Pneumatik's herüberreichen und erklärt ganz laut, daß der Kauflustig höchstens 8 Sous das Pfund werth ist, und bietet lächerliche Preise, die dem Verkauf allen rñin ehmen.

Mit Schreden betrachten die Bellots noch eine Person, mit jovinellen Adlergesicht, enormer Schulterbreite, einem lühigen Bruder, der scheinbar alle unerfahrenen Käufer in die Tasche steuert.

Die ersten agen kommen zum Verkauf. Von den Angestellten des Hauses geführt, fahren sie durch die Halle hin und her, solange ihr Verkauf dauert. Der Reiche kann fahren sie vorbei, gleich polternden Kollwagen.

Und die beiden lassen den Kopf hängen.

Wie wenig dabei herauskommt! Große, gutgehende Wagen gehen mit 1000 oder 2000 Francs fort. Und der große Chauffeur, der immer solch einfältige Gebote vorbringt, ruft dazwischen: „10 Francs, mehr ist das nicht werth.“ Sie hätten ihn erwürgen können.

Jetzt ist Frou-Frou an der Reihe, sie haben es gleich am Rauschen beim Fahren erkannt. Es geht so gut.

O, dieses leise, zarte Säusen, das sie an ihre Fahrten am schönen Morgen erinnert. Diese angenehme, beruhigende Musik, die ihnen so oft das Herz erleichterte.

Es kommt so zierlich herein, in seinem blauen Gewande.

Der Verkäufer liest kurz das Signalement des Wagens vor.

Schon hat es einmal die Halle durchquert.

„Was wird geboten?“ fragt der Auktionator mit seiner gleichgiltigen Stimme. Und der derbe Chauffeur ruft laut: „100 Sous!“

Der Saal berstet vor Lachen. Instinctiv fassen sich die beiden Bellots bei der Hand.

Sie leiden.

Frou-Frou fährt an der Menge vorbei, so sanft, so glatt in seinen Bewegungen, daß die Angebote sofort steigen.

650... 700... 750... 800... 800 zum ersten.

Eine kurze Pause.

Der Wagen geht mit seiner regelmäßigen Bewegung wie eine Kinder-eisenbahn auf ihrer Wippe von Schienen.

Die Bellots tauschen einen Blick.

O, dieses sanfte Geräusch, das bei jedem Vorbeifahren ihr aufmerksames Ohr entzückt.

Das ganze Lied ihrer Liebe singt darin. Die heiteren Sommermorgente in Chantilly, in Versailles, im Walde von Fontainebleau und der große Osterausflug bis ans Meer...

Es lönt und tönt. Für sie ist es voll blühender Erinnerungen.

Wer wird es ihnen nehmen? Die Angebote steigen.

850... 900...

Ganz nahe bei den Bellots tönt eine Stimme:

„1000 Francs!“

„1000 Francs zum ersten...“

Ein Zedernknäuel in ihrer gegenwärtigen Noth!

Sie seher sich um. Er hat ein braves Gesicht.

Vielleicht wird er Frou-Frou's Herr werden. Wo wird er es hinführen? Wird er es zu leiten verstehen?

Wird er auch sorgfältig mit ihm umgehen?

„110!“

„1100 zum ersten...“

Der Mann mit dem Adlergesicht hat es gerufen. Er lacht und schwagt dabei voller Seelenruhe mit seinem Nachbar wie ein König unter seinen Vasallen. Er wird es bekommen... er hat sicher schredliche Gewohnheiten, Manieren wie ein Bär. Er wird Frou-Frou verschlingen, es verurtheilen, nach einer verlorenen Gegend führen. Schon bald wird der kleine eisenkeinerne Hammer über dem Auktions-tisch.

„1100 Francs zum zweiten...“

Und zum drittenmal erscheint Frou-Frou in heller Beleuchtung. Das Paar schmiegt sich fest aneinander, Kopf an Kopf, Schulter an Schulter.

Der Hammer schwebt in der Luft. Das Adlergesicht lacht höhnisch.

„Allo er soll Frou-Frou haben!“

Rein!... lieber alles andere, alles! Glend, Entbehrungen! Sie werden sich noch mehr einschränken. Man wird wo anders Hilfe suchen, Schritte thun, die man vorher nicht wagte, bei Verwandten, bei Freunden. Alles andere lieber, als Frou-Frou hergeben, die Freuden, an die es erinnert, und die es noch verspricht... Im Augenblicke, als der Hammer fällt, ruft Bellot mit feisterer Stimme: „1200 Francs!“

Der Auktionator ist gefallen!

Der Kampf hört auf.

Frou-Frou gehört ihnen wieder. Es ist eine Thorheit mehr.

Aber sind Thorheiten nicht das einzige, was dem Leben einigen Reiz verleiht?

Und all die Sorgen, die über sie herfallen, sind sie nicht im voraus belohnt durch die köstlichen Augenblicke, wenn sie dahinsausen durch die weiten, leeren Alleen von Neuilly, Seite an Seite, in ihrem lieben Frou-Frou.

Zwei seltsame Verordnungen.

Die „Geraische Zeitung“ vom Dezember 1844 erhält folgende im schönsten Deutsch abgefaßte Verordnung:

„Da der Unfug der jungen Burtschen eine solche Höhe erreicht hat, daß die öffentliche Ruhe und persönliche Sicherheit dadurch gefährdet wird, so befehle ich, daß ein Gensdarmerie mit zwei Soldaten vom Beginn der Dämmerung bis nach Mitternacht patroliren, die Exzedenten zu ergreifen, auf die Waage zu bringen, nach summarischem Verhöre vor der Polizei mit die Protokolle vorzuliegen und werden sodann die schuldig Befundenen mit zehn bis zwanzig und weiteren Stockschlägen durch zwei Korporale bestraft.“

Greiz. a. d. Heinrich XX.

Aus dem Fürstenthum Walded kommt folgender Erlass:

„Auf Serenissimii ausdrücklichen Befehl wurde der Anhalt jener Paragraphen der Verordnung, welche das Kaffeetrinken verbietet, zur Förderung der Denunziationen dahin erweitert, daß nicht nur jeder, welcher eine solche Kontravention direkt anzeigen wird, die auf diesen Uebertritt gefesete 10 Rthlr. Strafe zur Vergeltung erhält, sondern das auch sogar diejenige Wätsch- und Büglerin, welche, daß ihr von der ein oder anderen Herrschaft Kafee gereicht worden, denunziert.“

Dieser Erlass, der ohne alle Umschweife auf Denunziationen noch einen besondern Lohn setzt, stammt allerdings aus dem Jahre 1775.

Der Ätliche Club der Welt,

der Leszeitel von Nantes, feierte dieser Tage sein 150jähriges Jubiläum. Der Club, der im Jahre 1750 nur über zwei bescheidene Zimmer verfügte, besitzt heute auf dem Plage Ludwigs XVI. einen der schönsten Paläste der Stadt. Der Leszeitel von Nantes war vorbildlich für die englischen Clubs.

Bogen.

Das Bogen galt vor Zeiten als eine nationale Eigenthümlichkeit der Engländer; die Kalendergeschichten, an denen sich unsere Großmütter erfreuten, schilbren wohl Phantastie-Britten, die verkehrtlich angezogen, talblütig die Rockärmel aufstempeln und mit einem phlegmatischen „Goddam“ den Sünder tustgerecht niederbogen. Heute ist zwar die einst als „edel“ gerühmte Kunst in Verfall gerathen, aber große Preislopfereien erregen in England doch noch immer großes Interesse, so der kürzlich in Sidney ausgefochtene Kampf um die „Weltmeisterschaft der schweren Gewichte“. Als Gegner traten auf ein französischer Canadianer el-jässlicher Abstammung, Tommie Burns, und ein Regier, Namens Johnson, beide gefürchtete Kampfbühne, die schon manchen berühmten Fechter über-gewalt haben. Der an Größe und Gewicht stark überlegene, an Kunstfertigkeit seinem Gegner mindestens ebenbürtige Schwarze richtete den Weigen berartig zu, daß die Polizei nach dem 13. Gange des auf 25 Gänge festgesetzten Turniers Einhalt gebot und der Unparteiliche die Ab-fahrt Tommies erklärte. Daß trotz aller Geschicklichkeit recht rohe Schau-spiel wurde dadurch nicht gabelt, daß die Kämpfer mit offenbarer persön-licher Erbitterung antraten und daß namentlich der Regier den Gegen-paunanten verhöhte und breit grinse-nde Scherze ins Publikum rief; auch ist der Umstand nicht erheben, daß Burns unumwunden eingestand, er habe gar keine Vorliebe für die Boze-rei und betriebe sie nur, um Geld zu verdienen und sich zur Ruhe setzen zu können. Freilich verlohnte die von australischen Sportfreunden aufge-brachte Summe ein blau geschlagenes Auge und geschwollene Lippen, denn von 140,000 M. waren Burns, dem Favoriten, 120,000 M. fest zugesagt, wie auch der Kampf ausfallen möge; der Regier hatte sich mit 20,000 M. zu begnügen. Die Zeitungen berech-nen, daß Burns sich im Laufe der Zeit annähernd eine Million Mark zusammengehört hat, doch sind die Angaben über die Einnahmen beruf-smäßiger Sportleute häufig übertrie-ben. Nach dem Ausgange des Preis-bogens in Sidney und des Dauer-wettlaufs in New York, wo unter dem rasenden Beifall einer sportverblö-deten Menge ein Indianer die Palme davontrug, haben die weißen „Pro-fessionellen“ allen Anlaß, von einer farbigen Gesehe zu reden. Früher waren Bogen und Preis-kämpfe in England ein sehr volkstümliches Vergnügen. In einer Gesehichte Lon-dons finden wir die merkwürdige An-zeige eines Borer-Professors aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts; er rühmt nach einer lehrte klingenden Einleitung seine unfehlbare Me-thode, einen Gegner taub, stumm, lahm oder blind zu schlagen, giebt aber die tröstliche Versicherung, daß während der Lektionen seiner feiner Schüler ein Auge oder Glied ein-büßen werde. Die öffentlichen Box-kämpfe waren damals außerordentlich brutal und endeten zuweilen mit dem Tode eines der Fechter; sie bildeten das erbauliche Sonntagsvergnügen einer Menge, von deren häßlicher Roh-heit uns die Bilder Hogarths einen Begriff geben. Erst in neuerer Zeit ist in England wie in den Vereinigten Staaten das Bogen ohne die großen gepolsterten Handschuhe, die die Ge-fahr bedeutend vermindern, gesetzlich verboten worden.

Aber auch in höheren Kreisen fand das Bogen Anklang, so daß eine ganze Literatur darüber entstand und die Regeln bis ins kleinste ausgebildet wurden. Der Sieger von Waterloo war ein Gönner des „Rings“, ebenso Palmerston und Robert Peel. Byron pflegte wie andere auch die Boxkunst; er erwähnt in einer Note zu „Don Juan“ ehrfürchtig seinen Lehrer, der als „Gentleman“ Jackson bekannt war. Thackerays Nase war in einem Faustkampf eingeschlagen, den er auf dem Schulhof ausfocht; er beschrieb später in den „Roundabout Papers“ mit großer Sachkenntnis einen Preis-kampf. Als die verbündeten Monar-chen nach dem Friedensschluß von 1814 London besuchten, wurden ihnen unter andern Ergöhllichkeiten auch Kämpfe der besten Bozer vorgeführt, ebenso wie in Spanien hohe Gäste die National-Barbarei der Stiergefächte ansehen mußten. Einen Beweis für die Beliebtheit erfolgreicher Preisfechter, wie für die sportliche Nartheit der Engländer bietet der Triumph und Tod des Bogers Tom Sapers. Er focht 1880 mit dem Amerikaner Heenes, einem wahren Goliath, um die Weltmeisterschaft und hielt sich, obgleich ihm im ersten Gange der rechte Arm zerbrochen wurde, so wacker, daß er, wie es im deutschen Studenten-Komment heißt, aus-paulte und mit Heenes den Preis theilte. Sapers wurde als nationaler Held gefeiert, auf der Börse über-reichte man ihm nach einer schwing-vollen Ansprache eine Börse von 20,000 M., und eine zeitlang sprach ganz London über ihn, eine Ehre, die

wohl nie einem Gelehrten oder Künst-ler widerfahren ist. Sapers überlebte seinen Triumph nicht lange; er starb, als seine Lorberer noch frisch wa-ren, und sein Begräbniß gestaltete sich zu einer großartigen Kundgebung; der bunt zusammengewürfelte Leiden-zug war einer der längsten, wenn nicht der längste, der sich jemals durch Lon-don bewegt hat. Ungefähr vor einem Jahre ist Lord Kelvin gestorben, der größte Vertreter der modernen engli-schen Wissenschaft. Die meisten Leute, die Heroen vom Schlag Tom Sapers die überchwenglichsten Huldigungen zu bereiten gewohnt sind, haben wohl keine blasse Ahnung davon gehabt, wie Lord Kelvin war und daß er auch einige bescheidene Verdienste hatte.

Warum das Kaffeetrinken früher verboten wurde.

Der Kaffe, der sich gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts an den europäischen Höfen eingebürgert hat, hat ziemlich lange Zeit gebraucht, um allenthalben die frühere Morgenjuppe zu verdrängen. Selbst in dem vor-geschrittenen Paris ist Biselotte von der Pfalz, die Schwägerin Lud-wigs XIV., erstlich empört über „dieses Zeug“, das sie überdies für sehr ungesund hält. „Ich nehme mein Leben weder the, kaffe, noch chocolatte; was ich aber wohl essen mögte, wäre eine gute taltschale oder eine gute Bierbuj.“ Sie stand aber schon damals ziemlich vereinzelt da mit dieser Ansicht, denn das neue Ge-tränk hatte großen Befall gefunden, besonders, seitdem in allen größeren Städten sich Kaffeehäuser aufbauten, die den würzigen Trant um ein bil-liges verkauften. Die regierenden Fürsten aber sahen diesen Siegeszug der neuen Mode mißbilligend an, wie die folgende interessante Verordnung des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen, des Gemahls der berühmten „großen Landgräfin“, beweist: „Da wir erwogen, heißt es hier, daß un-ser Unterthan dieser aus einem fremden Gewächs zubereitet und mit Zucker gemüßt werdenbe Trant nur zur Lüsterheit der Zunge und tei-nemwegs zum nöthigen Unterhalt des Lebens diene, auch oft der Gesundheit Nachtheil bringe, dadurch aber und den dabei mit verschwendet werden-den Zucker den dem allgemeinen und übermäßigen Gebrauch desselben große Summen Geldes aus unsern fürstlichen Länden und dem Reiche unnützig Weise verschleppet und der Preis-Lauf des Geldes in unsern fürstlichen Länden gemindert und gehemmt, das Einländische, aus den im Land gezogenen Früchten, Pflan-zen und Gewächsen, getrocknet, gebrant und gebrannt werdende wohlfeilere Getränk hingegen zum merklichen Schaden der davon im Lande sich nährenden vielen Personen den Seite geht, viele Zeit zu andern Geschäften verläumt, und vieles Gehölg dabei ohnndig verbrannt werde; als be-fehlen wir hiermit: daß den Armen auf dem Lande und in Städten, dem Befind- und Tagelöhnern, den Hand-werks-Jungen und Gesellen, den Wasch- und Bieglerninnen und allen denen, welche zu einer lühernen Aus-gabe das Vermögen nicht haben, der Genuß und der Gebrauch des Kafees gänzlich unterlagt und verboten sein solle, ben 10 Rethlyr. Strafe oder 14-tägiger Gefängniß oder einer eben so langen Arbeitstrafe am Weg- und Straßen-Bau oder anderen Herr-schafts-Arbeiten...“

Die Mailänder Schule des Lachens.

Die Mailänder Schule des Lachens, die der Kenor Noel Fleming vor Kur-zem eröffnet hat, erfreut sich, wie eine englische Zeitschrift berichtet, bereits einer ansehnlichen Schülerzahl, die be-gierig ist, von dem Meister die schwie-rige Kunst des schönen und „richtigen“ Lachens zu erlernen. Denn Fleming behauptet und beweist, daß eigentlich nur eine verschwindend kleine Anzahl Menschen zu lachen versteht; die meis-ten lachen, ohne die Wirkung auf den Hörer in Betracht zu ziehen, ohne die ewigen Gelehe der Harmonie zu ach-ten, und nicht selten ist ein mißtönendes Medern das, was ein Ausdrud höchster Freude sein sollte. Herrn Flemings Rufus der „harmonischen Leiterkeit“ umfaßt zehn Lektionen, und jeder, der sie absolviert hat, so versichert der Meister, wird mit musi-kalischer Schönheit und künstlerischer Vollendung lachen können. Aber die Thätigkeit dieses Pädagogen der schö-nen Fröhlichkeit erstreckt sich nicht nur auf den Unterricht; er hat auch inter-essante Vergleichsstudien vorgenom-men und dabei tiefgründige Aufschlü-ße über die Arten des Lachens bei den einzelnen Nationalitäten gewonnen. Und das Lachen ist bekanntlich gleich dem Auge ein Spiegel der Seele. „Die Deutschen z. B. haben ein sonores, lautes Lachen, das eine abrundende Gebundenheit und ein Ziel schmerz-lich vermissen läßt. Und die englischen Herren lachen kalt, gefühllos und her-ablassend, und in den vornehmeren Kreisen gilt das Gelächter überhaupt als ein Zeichen mangelhafter Erzie-hung und wenig vereinerlerten Talen-tes.“ Die Oesterreicher dagegen ha-ben ein elegantes, leichtes Lachen, das eine große Anstedenkraft in sich bürgt. Insbesondere die seltschen Wie-nerinnen lieben es, recht herzlich und recht oft zu lachen, wahrscheinlich weil sie fast alle gute Köhne haben. Der Belager hat ein freies, offenes Lachen, das Lachen der Ehrlichkeit. Das laut-schallende Gelächter des Amerikaners

verräth tyrannischen Sinn, während bei dem Lachen der jungen Amerikanerinnen jene Form und Tonfarbe der Heiterkeit sich beobachten läßt, wie man sie bei Leuten findet, die gern guten Wein trinken und überhaupt nicht für Entbehrungen schwärmen. In Frankreich ist das Lachen in den letzten Jahren bedauerlicherweise sehr zurückgegangen; vielleicht infolge des großen Konsums von Mineralwasser, des Enobismus und wohl auch infolge der Verschlechterung der Zähne. Die Stadt, in der am meisten gelacht wird, ist Brüssel; am wenigsten lacht man in Madrid und am besten in Paris.“ Trotz des Mineralwassers?

Was für Land ist auf der Erde noch zu erforschen?

Man sollte glauben, nicht mehr gar viel, nachdem die Forscherthätigkeit in den letzten Jahrzehnten im größten Maßstabe betrieben worden ist. Es giebt aber auf der Karte unserer Erde doch noch immer viel mehr und aus-gedehtere „weiße Flecke“, als man denken möchte. So harren in Süd-ostarabien noch 400,000 englische Quadratmeilen, wahrscheinlich die trostloseste Wüstengegend der Welt, ihres Erforschers. Der Engländer G. W. Burn hat sich aufgemacht, um das Räthsel dieses Theiles der Erde zu lösen. In Tibet hat Sven Hedin soeben eine große Lücke auf der Karte ausgefüllt, und weitere neue Ent-deckungen sind von Dr. Stein zu er-warten. An der chinesishtibetani-schen Grenze ist der französische Kap-tän d'Alone, und am Brahmapu-tra ein unternehmender Engländer thätig. Der Himalaya ist für uns noch immer zum Theil jungfräuliches Gebiet; Mr. Conshaff, der im Som-mer dort wieder Forschungsreisen un-ternimmt, bereitet für eine nicht gar ferne Zukunft einen planmäßigen Angriff auf den Mount Everest vor. Nach Neu-Guinea, in dessen Innern noch weite Gebiete unerforscht sind, bricht demnächst der bekannte Polar-forscher Einar Mittlefen auf; auch eine englische Expedition unter Mr. Walter Goodfellow hat Neu-Guinea zum Ziele. Was Afrika anlangt, so scheinen die Expeditionen von Wischer, der in's Herz der Sabara hinein-führenden Gebirgszüge erforschen will, und die von Bond Alexander, der die Kamerunberge zum Ziele hat, am meisten für die Erkundung noch unbekannter Gegenden zu versprechen. In Südamerika sind noch immer unge-fähr 2 Millionen englische Quadrat-meilen unerforscht. Die größte An-zahl von Forschungsreisenden un-wirbt gegenwärtig die Polarregion, wo auch noch erhebliche Landstrecken zu erforschen bleiben.

Nach der Hochzeit.

Junger Ehemann: „Meine Frau hat mir dreihundert Mark übergeben. Sie wollen doch um Gottes willen nicht sagen, daß das die ganze Mit-telstift ist?“

Schwiegermutter (Heinlaut): „Die Droschke nach dem Standesamt hab' ich auch bezahlt!“

Madern.

Köchin: „Aber ein Telephon muß ich unbedingt in der Küche haben!“

Frau: „Was?“

Köchin: „Natürlich, bin ich doch Redaktrice einer Kochzeitung und da kommen so viele telephonische Anfra-gen.“

Papagai und Ehemann.

„Nun, was macht denn Frau Schulze?“

„Die bringt ihrem Papagai das Sprechen und ihrem Manne das Mundhalten bei.“

Am Ziel.

„So, die unglückliche Liebe war' absolviert, das Herz gebrochen — nun bin ich reif für die Vernunftsbeirath mit unglaublich viel Geld!“

Billige Freunde.

„Ich habe meinem Mann auch eine Geburtstagsfreude ge-macht — und noch dazu eine, die mich gar nichts gekostet hat.“

„Was Sie nicht sagen! Und worin bestand denn die?“

„In seinem Zimmer lag eine Tischdecke, die ihn immer so geärgert hat. Die hab' ich ihm zum Feste weggenommen!“

Einwurf.

Frau: „Sechs Dugend Hemden nennst Du jetzt Dein eigen; und als wir heiratheten, hattest Du nur ein einziges!“

Mann: „Das war aber ganz!“

Thueres Studium.

„Ihr Viehbestand ist sehr gering geworden, Huberbauer!“

„Ja, ja! Die schönen Däsen hab' ich schon längst wegen mei'm Kette-len, der auf der Universtät ist, ver-kaufen müssen — und hier im Schaf-stall hat er auch schon herumstudirt!“

Ehe-Satz.

Junger Ehemann (zu einem älte-ren): „Gestern empfing ich die erste Schneideurin = Rechnung für meine Frau. Donnerwetter, sind die gefal-sen.“

Älterer Ehemann: „Ja, ja, mein junger Freund, das ist das Salz der Ehe.“

Schmeicheleihaft.

A.: „Mein Hund ist ein äußerst kluges Thier, ich sage Ihnen, das Vieh hat Verstand.“

B.: „Ja, ja, manche Thiere sind ih-ren Herren entschieden über!“

Das kommt davon.

Bräutigam: „Das Halsband hat so viel Perlen, als Du Jahre zählt.“

Bräut (für sich): „Wie schade, daß Mama mich zehn Jahre jünger ge-macht hat!“

Abgeföhrt.

Gast (zur Kellnerin): „Wie sind Sie nur zu Ihrem Vornamen gelom-men, Fräulein Rebekka?“

„Nun, ich meine, der paßt recht gut für eine Kellnerin; wissen Sie nicht, daß meine biblische Namensschwester Kameele getränkt hat?“

Luftschifferlatzin.

„Und was thäten Sie denn, als Fräulein B. in Ihrem Luftschiff in Ohnmacht fiel?“

„Da ich kein Wasser bei mir hatte, bin ich einfach in die nächste Regen-wolke gefahren!“

Alles vergebens.

Gatte: „Sei doch nicht immer so eifer-süchtig, Minchen — ich möchte Dich ja vor Liebe aufreissen!“

Gattin (schluchzend): „Natürlich, daß Du siehst wieder eine Andere heirathen konntest!“

Entweder oder...

Der kleine Richard fragt seine Mut-ter, die mit ihm ausgehen will: „Ma-ma, soll ich Handbuche anziehen, oder muß ich mir die Hände waschen?“

Natürlche Antwort.

Ein jungen Mann aus Sachsen fin-det eine Anstellung in Berlin und spricht bei seinem ersten Uelauß in der Heimath einen möglichst echten Berliner Dialekt. Nach Berlin zurück-gekehrt, sendet er den heimlichen Freunden am ehemaligen Stamm-tische eine Grutkarte aus dem Zoo-lo-gischen Garten mit der Ansicht eines großen Affen. Recht bald bekommt er einen Gegenzug mit der Bemerkung: „Serrgott, wie haste Dir ver-ändert, keimabe hätten wir Dir nich gefannt!“

Am Ziel.



„So, die unglückliche Liebe war' absolviert, das Herz gebrochen — nun bin ich reif für die Vernunftsbeirath mit unglaublich viel Geld!“